



Die Asexualität der Universität

Das renommierte »Institut für Sexualwissenschaft« des Klinikums steht zur Disposition

Wieviel Sexualität verträgt eine Universität? Wieviel Sexualität braucht eine Universität? Natürlich nur auf streng wissenschaftlicher Ebene. Seit Monaten ist das am Zentrum für Gesundheitswissenschaften des Klinikums angesiedelte Institut für Sexualwissenschaft in der Diskussion. Der Grund dafür: das Ausscheiden des derzeitigen Direktors, Prof. Volkmar Sigusch, im Herbst. Zu eng scheint der Bestand des Instituts mit der Person des anerkannten Fachmanns mit weltweitem Renommee verknüpft.

In seiner Sitzung vom 5. Januar hatte sich der Fachbereichsrat des Fachbereichs Medizin der Universität zwar für den Fortbestand des Instituts für Sexualwissenschaft ausgesprochen, dieses Votum jedoch mit Bedingungen verknüpft, die – je nach Perspektive – als Mindestanforderungskatalog oder Zumutung gewertet wurden.

Das Zentrum für Gesundheitswissenschaften wurde aufgefordert, den Ausschreibungstext für die zukünftige Institutsdirektion spezifisch im Hinblick auf die Forschungsschwerpunkte des Fachbereichs – kardiovaskuläre Medizin, Neurologie, Onkologie – zu definieren, im Vorfeld der Ausschreibung



Foto: Kirchgaßner

eine Evaluation potentieller Kandidaten zu ermöglichen und eine überwiegende Finanzierung des künftigen Instituts über Stiftungs- bzw. Spendengelder sicherzustellen.

Die Entscheidung, die Stelle des ausscheidenden Direktors wieder zu besetzen, wertete der Fachbereichsrat als zukunftsichernd für eines der renommiertesten Institute seiner Art, denn

Fachbereichs- und Klinikumsvorstand hatten einer Schließung zugeneigt, da es im Rahmen der Lehre und Patientenversorgung entbehrlich sei, ohne jedoch die hervorragende wissenschaftliche Reputation von Prof. Sigusch anzuzweifeln. Das Präsidium der Universität reagierte in seiner Verantwortung für die Gesamtentwicklung der Universität unter Einschluss der Medizin auf den durch die vom Hessischen Hochschulgesetz vorgesehene besondere Autonomie des Fachbereichs Medizin gegründeten Beschluss rasch; nicht ohne sein Bedauern darüber zu äußern, nicht frühzeitig in die Diskussion der Frage einbezogen worden zu sein: Unter Leitung der beiden Vizepräsidenten, Prof. Jürgen Bereiter-Hahn und Prof. Andreas Gold, wurde eine Arbeitsgruppe gebildet, die im Februar erstmals tagte. Ihr gehören die Professoren Tilman Habermas, Institut für Psychoanalyse, Rolf Haubl, Soziologe und stellvertretender Direktor des Sigmund Freud-Instituts, Ulrich Oever-

mann, Soziologe, Helfried Moosbrugger, Psychologe, Karl Heinz Kohl, Ethnologe, Andreas Kraß, Germanist, sowie die Dekane der Fachbereiche Gesellschaftswissenschaften und Medizin, Frank Nonnenmacher und Josef Pfeilschifter, an. Sie sollen mögliche Alternativen, etwa eine Ansiedlung

des Instituts bei den Gesellschaftswissenschaften, prüfen.

So stellte sich die Situation bei Redaktionsschluss dar. Alle Beteiligten bekunden Interesse an einer befriedigenden Klärung der offenen Fragen und dem Fortbestand des Instituts und arbeiten an einer baldigen Lösung. UR

Die Individualität von Sexualität Das Institut für Sexualwissenschaft leistet wichtige Aufklärung

Sexualität ist mehr als Liebe, Lust und Fortpflanzung. Das Verdienst, eine der treibenden Kräfte (gewesen) zu sein, die dazu beigetragen haben, dass das Thema aus Schmutzlecken oder einer schamhaften Nicht-Thematisierung gleichermaßen in Gesellschaft und Wissenschaft geholt wurde, gebührt unbestritten Prof. Volkmar Sigusch. Neben der Forschung zum kulturellen Wandel der Sexualität, zur Compliance bei der HIV- und AIDS-Behandlung oder von Geschlechtsidentitätsstörungen liegen die Arbeitsschwerpunkte des Instituts auf der Ausbildung von Medizinstudierenden im Rahmen des neuen Wahlpflichtfaches, in der systematischen Fortbildung von Psychotherapeuten und Ärzten in Sexualtherapie und in der Beratung und Behandlung von Patientinnen und Patienten mit sexuellen oder geschlechtlichen Störungen wie Perversionen und Transsexualität. Die Ambulanz des Instituts war 1975 eingerichtet worden. Das Institut für Sexualwissenschaft war 1973 gegründet worden; die Direktorenstelle hat Volkmar Sigusch, seinerzeit mit 32 Jahren jüngster Medizinprofessor, seither inne. Eine zweite Professur ist mit Martin Dannecker besetzt worden, der indes bereits Ende 2005 ausgeschieden ist. Die Fachbibliothek des Instituts ist nach Angaben von Volkmar Sigusch die zweitgrößte weltweit und umfasst mehr als 20.000 Bände. UR

www.kgu.de/zgw/sexualwissenschaft

Ohne die Sexualwissenschaft würden viele Menschen nach wie vor pathologisiert oder kriminalisiert

Prof. Volkmar Sigusch zur Bedeutung der Sexualwissenschaften und zu Perspektiven des Weiterbestandes des Instituts

Warum ist der Fortbestand des Instituts aus Ihrer Sicht wichtig?

Weil wir eine Zufluchtsstätte sind für sexuell oder geschlechtlich Verfolgte. Weil wir Patienten behandeln, die eine Odyssee durch die Medizin hinter sich haben und die wir nicht weiter schicken oder überweisen können. Weil bei uns das Klinische mit dem Theoretischen Hand in Hand geht, so dass Therapieverfahren und Standards der Behandlung nach den Forschungsergebnissen zum kulturellen Wandel der Geschlechts-, Sexual- und Liebesformen verändert werden können. Ein Beispiel für die Sinnfälligkeit dieses fächerübergreifenden Arbeitens: In diesen Tagen hat das Bundesverfassungsgericht einen Teil des Transsexuellengesetzes, das seinerzeit nicht zuletzt durch unsere Forschungen und Interventionen zustande kam, aufgehoben, weil sich die Transsexualität verändert hat. Erneut bezieht sich das höchste Gericht namentlich auf unsere Forschungen. Manche denken, es sei doch heute alles erforscht und zudem noch liberalisiert. Tatsächlich aber ändern sich nicht nur die bekannten Sexualformen; es treten auch vollkommen neue auf den Plan.

Das Institut ist sehr stark mit Ihrem Namen verbunden – zum Vor- und derzeitigen Nachteil. Wie würden Sie aus heutiger Sicht diese starke persönliche und institutionelle Identifikation bewerten und was möglicherweise anders machen?

Von Ausnahmesituationen abgesehen wie in diesen Wochen, bin ich gegenüber den Medien, die mich jede Woche zu allerlei einladen, seit Jahr und Tag bekanntermaßen äußerst zurückhaltend. Trotz zahlloser Einladungen bin ich zum Beispiel noch nie in eine deutsche Talkshow gegangen, auch nicht, wenn gerade ein Buch von mir erschienen ist. Und im »Spiegel« schreibe ich alle zehn Jahre einen Essay. Nein, dieses Institut ist angesehen, weil in ihm in den letzten 33 Jahren angesehene Ärzte, Psychoanalytiker, Psychotherapeuten und nicht zuletzt Soziologen gearbeitet haben, darunter einige, die in ihrem Spezialfeld auch international berühmt geworden sind. Ich möchte doch, wenn Sie schon so fragen, einige Namen nennen: Martin Dannecker, Reimut Reiche, Sophinette Becker, Isi-

dor Kaminer, Herbert Gschwind, Folker Fichtel, Norbert Boller, Katherine Stroczan, Renate Franke, Martin Dornes, Bernd Meyenburg, Inge Rieber, Angelika Ramshorn-Privitera – und jetzt zittere ich, ob mir alle wichtigen ehemaligen Institutsmitglieder eingefallen sind. Nein, wenn die Leistungen des Instituts jetzt in den Medien und Ausschüssen so positiv beurteilt werden, dann ist dies das Ergebnis einer guten und ganz überwiegend sehr angenehmen Teamarbeit. Ich alleine stünde natürlich sehr viel ärmer da.

Wie schätzen Sie die Chancen für die Zukunft des Instituts derzeit ein?

Als Institut in der gegenwärtigen Größe schlecht, als einzelne Professur an der Universität mit einer angebotenen Ambulanz recht gut, weil ich den Eindruck habe, dass das Präsidium der Universität in der Sache ernsthaft engagiert ist. Leider gibt es immer noch Halbgötter in Weiß, die auf eine unabhängige und kritische Reflexion ihrer Arbeit ohne Schaden für die Patienten und die Gesellschaft meinen verzichten



zu können. Als ich Anfang der siebziger Jahre empirisch nachwies, dass niedergelassene Ärzte weder das Wissen noch die Fähigkeit haben, Patienten mit sexuellen Problemen zu behandeln, sollte ich aus der hessischen Ärztekammer ausgeschlossen werden. Übrigens ist die Lage heute nicht sehr viel besser. Aber das interessiert diese Medizinfürsten offenbar nicht. Sie denken, mit Viagra und Klitorisverkürzungen alles unter Kontrolle bringen zu können. Ein Trauerspiel, das ich nun seit genau 40 Jahren beobachte, kritisiere und abzumildern suche.

War die Fachbereichsratsforderung hilfreich, das Institut möge über die Hälfte der Finanzierung durch Sponsorengewinnung sichern; etwa Gruppierungen von Menschen, deren Sexualität nicht im Normbereich liegt?

Ja, weil sie zeigt, dass es ganz allgemein einer kritischen Sexualwissenschaft, wie wir sie bisher betrieben haben, weiterhin bedarf. Denn es kommt doch niemand auf die Idee, schwangere Frauen sollten gefälligst die Gynäkologie oder Opfer von Gewalttaten die Gerichtsmedizin finanzieren. Warum sollen ausgerechnet sexuell Gestrandete die Zeche bezahlen? Auch wüsste ich gerne, wer definieren will, wer heutzutage für normal und wer für unnormal oder krank zu erklären ist. Nebenbei: Ohne die Sexualwissenschaft der letzten 150 Jahre stünden viele Menschen, zum Beispiel lesbische und homosexuelle, nach wie vor in den Krankheitsregistern der Psychiatrie oder würden kriminalisiert.

Haben Sie Geldgeber angesprochen oder ha-ben sich schon Sponsoren gemeldet?

Ich habe mit namhaften Sponsoren gesprochen. Keiner finanziert ein immer teurer werdendes Dauer-Institut, weil das an die Substanz einer Stiftung geht und die Rücklagen auffrisst. Die Herren waren sehr, sehr freundlich, sehen aber keine Möglichkeit.

Was würden Sie sich für die Zukunft des Instituts wünschen?

Das Grundlagenforschung und Therapie weiterhin unter einem Dach stattfinden können, um einander gegenseitig zu befruchten. Ich gehöre ja seit 1973 zugleich dem Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an, so dass der Zugang zur Soziologie und zu den Kulturwissenschaften ebenso offiziell gegeben war wie zur Medizin. Und natürlich wünsche ich mir, dass im Institut weiterhin süchtig Perversen, Misshandelte und Traumatisierte, Transsexuelle und Intersexuelle, wegen einer abweichenden Geschlechtsidentität oder wegen Homosexualität in ihren Herkunftsländern verfolgte und mit dem Tod bedrohte Menschen Hilfe finden, beraten und behandelt werden können. Dass die gegenwärtigen Herren der Medizin, die von psychosozialer Medizin gar nichts halten,

Fortsetzung auf Seite 10

Übergeschlechtlich

Queer Studies

Eine Chance für die Universität Frankfurt?

Queer Studies: Seit etwa fünfzehn Jahren gewinnt diese kultur- und sozialwissenschaftliche Forschungsrichtung vor allem in den Vereinigten Staaten immer mehr an Gewicht.

Die Queer Studies – das englische Wort queer, etymologisch mit dem deutschen Wort »quer« verwandt, bedeutet ursprünglich »seltsam, verquer«, wird aber vielfach auch als abwertende Benennung von Schwulen und Lesben gebraucht – und ihr theoretisches Rahmenwerk, die Queer Theory, haben das alltagsprachliche Wort aufgegriffen und fachterminologisch umgeprägt. Es dient ihnen als analytische Kategorie zur Dekonstruktion eines Prinzips, das sie als »Heteronormativität« bezeichnen. Heteronormativ ist eine Ordnung der Gesellschaft, des Denkens und der kulturellen Zeichen, welche die Kategorien des Geschlechts und der Sexualität jeweils als binäre Opposition definiert und den Mann gegenüber der Frau sowie die Hetero- gegenüber der Homosexualität privilegiert. Die Queer Studies haben diverse wissenschaftsgeschichtliche Anknüpfungspunkte, darunter die Geschlechterforschung, die historische Diskursanalyse, die Psychoanalyse und nicht zuletzt die Sexualwissenschaft. Mit der jüngeren Geschlechterforschung – Gender Studies – überschneiden sie sich in einem Teil ihrer theoretischen und methodologischen Grundlagen; doch während jene die kulturelle Konstruktion traditioneller Geschlechterrollen fokussiert, stellen die Queer Studies das System der heteronormativen Sexualität in den Mittelpunkt. Insbesondere erforschen die Queer Studies auch die Mechanismen, mit denen jene Formen der Sexualität, die angeblich außerhalb des Normbereichs liegen, eben zum Zwecke der Normalisierung der Sexualität inkriminiert und pathologisiert werden. Somit zielt das Forschungsinteresse der Queer Studies nicht nur auf sexuelle Minderheiten, sondern vielmehr auf das heteronormative Dispositiv der Sexualität insgesamt, auf ein idealtypisches System, dessen Forderungen auch jene nicht gerecht werden können, die sich der sexuellen Majorität zurechnen. Hierin liegt nicht nur ihre akademische, son-

dern auch ihre gesellschaftspolitische Relevanz.

Queer Studies können einen theoretisch und methodisch fundierten Gesprächsbeitrag zu aktuellen Fragen der Sexualität leisten, der nicht einer medizinischen, sondern einer kulturwissenschaftlichen Perspektive verpflichtet ist. Wie wichtig ein analytischer, von Vorurteilen und Ängsten freier Blick ist, erweist sich an akuten gesellschaftlichen Problemen, die aus der Tabuisierung von Trans- und Intersexualität resultieren, aber auch an den nicht minder drängenden Fragen, die aus kulturellen Differenzen im Umgang mit der Sexualität erwachsen, sei es in der Asyl- und Einwanderungspolitik, sei es in der Schul- und Familienpolitik.

Während große amerikanische Universitäten wie die New York University (NYU), City University of New York (CUNY), University of California, Los Angeles (UCLA) und Berkeley das innovative und produktive Potenzial dieser Forschungsrichtung längst erkannt und sie in Form von interdisziplinären Forschungszentren institutionalisiert haben, führen die Queer Studies an deutschen Universitäten ein Schattendasein. Zur Zeit gibt es lediglich zwei außeruniversitäre Initiativen, die sich um die Institutionalisierung der Queer Studies bemühen – in Hamburg (Institut für Queer Studies) und in Berlin (Queer Nations).

Frankfurt wäre der ideale Ort für die Gründung des ersten akademischen Forschungszentrums für Queer Studies an einer deutschen Universität, denn hier gibt es bereits eine ausgeprägte Infrastruktur. Neben den relevanten Fachbereichen und Instituten, an denen schon jetzt einzelne Lehrveranstaltungen, etwa in Anglistik oder Germanistik, und Forschungsprojekte im Bereich der Queer Studies durchgeführt werden, zählen hierzu Einrichtungen wie das Institut für Sexualwissenschaft – das auch aus diesem Grunde unbedingt zu erhalten ist –, und das Cornelia Goethe Centrum. Hier wurden bereits inneruniversitär entsprechende Kontakte geknüpft.

Es wäre eine große Chance für die Universität Frankfurt, wenn sie mit einem Graduiertenkolleg, einem For-

Fortsetzung auf Seite 10



Keine Zukunft für Ausputzer

Der Fußballspieler im Wandel vom Athleten zum Akrobaten

Blicken wir kurz zurück: Das Fußballspiel bietet eine zweifache Beobachtungschance: Unter der Zeitrestriktion von 90 Minuten und der Raumrestriktion eines begrenzten Geltungsbereichs der Spielregeln lässt sich verfolgen, wie der Zufall durch artistische Anstrengung, Klugheit und körperliche Höchstleistung überwunden wird. Der Zufall ist durch die relative Unvorhersehbarkeit der Ballbewegung in die Kampfsituation, in der sich zwei Mannschaften gegenüberstehen, eingebaut. Es geht um Sieg oder Niederlage in einem Streit um Kontingenzkontrolle als einem ästhetischem Projekt. Dabei sein, wie Menschen in der sozial kontrollierten ausgegrenzten Situation des zweckfreien Spiels die Elementarform des Streits, des Kampfes, der Kooperation und Bezugnahme aufeinander praktizieren, also exemplarische Sozialität vollziehen, zählt zu der Sinnstruktur des Spiels, über die seine magische Anziehungskraft auf Spieler wie Zuschauer verständlich wird.

Grundlegend für den Verlauf des Spiels, der sich aus mikrosoziologischer Perspektive als eine komplexe kommunikative Choreographie lesen lässt, ist die dynamische Komplementarität von Mannschaftsleistung und Einzelleistung. Sie verleiht der Kampfsituation und der Zielsetzung, eine anfangs gegebene Symmetrie von Teilnahme- und damit Erfolgchancen in eine Asymmetrie zu überführen zusätzliche Spannung. Denn: die Gruppenleistung der Mannschaft verpflichtet zur Preisgabe individueller Nutzenkalküle – Ruhm als bester Spieler und Charismaträger zu werden –, während umgekehrt die Einzelleistung eine Abstraktion von der Gruppenverpflichtung und eine situative Ignoranz gegenüber objektiv möglichen Kooperationen – Ballabgabe an Mannschaftsmitglieder – erfordert. Kooperation, die ganz allgemein in menschlichen Austauschbeziehungen dem einzelnen Akteur stets die Abgabe der Eigenkompetenz in Erwartung einer höheren Gratifikation bei erfolgreich durchgeführter Kooperation zumutet, zieht durchgängig das Folgeproblem nach sich, dass die Leistung nicht eindeutig zurechenbar ist. Im Fußball zeigt sich die niemals lösbare Spannung zwischen Individualinitiative und Übernahme der Mannschaftsperspektive in sogenannten kritischen Strafraumsituationen besonders deutlich, in denen in Sekundenschnelle zwischen eigenem Schuss auf das gegnerische Tor und der möglicherweise strategisch günstigeren Ballabgabe entschieden werden muss. In die Wechselwirkung zwischen

Mannschaft und Spieler eingelagert ist eine weitere Handlungsanforderung, die mit der Antizipation der körperlichen und geistigen Belastbarkeitsgrenzen von Mannschaft und Spieler zu tun hat. Im Horizont der Spieldauer sowie der Raumstrecken, die während des Spiels zu überwinden sind, gilt es nicht allein den Energieaufwand bzw. relativen Kräfteverschleiß der eigenen Mannschaft in der Gestaltung der Spielzüge zu berücksichtigen, sondern den entsprechenden Vorgang bei der gegnerischen Mannschaft spielstrategisch zu kalkulieren. Diese Antizipationsleistungen werden durch vorab entworfene Belastbarkeitsprofile und entsprechende Spielpositionen mit definierten Aufgabenstellungen in der Spielgestaltung erleichtert – ein Kompetenzkriterium für die Leistung des Trainers bzw. dessen Übersetzer auf dem Spielfeld, dem »Spielführer«. Die interne Gewichtung der Mannschaft zwischen »Sturm« und »Verteidigung« bringt ein Belastbarkeitsgefälle zum Ausdruck – steht hingegen im Ablauf eines Spiels durchaus zur Disposition. Eine sogenannte Aufstellung der Spieler zu Spielbeginn, in die die strategischen Gewinnchancen der Mannschaft ebenso wie auch der voraus-

Tanzfreudige, narzisstische Nationalkulturen sind von hierher in einem spieltechnischen Vorteil gegenüber Nationalkulturen mit hoher asketischer Selbstverpflichtung, Körperdisziplinierung und geringem Anmutpotential.

sichtliche Ausgang einzelner erwartbarer Einzelkämpfe mit Spielern der gegnerischen Mannschaft berücksichtigt sind, kann sich spiel-, also konstellationsbedingt als Fessel erweisen und muss von daher als grundsätzlich revidierbar gedacht werden. Diesen Umstand einer durch den Verlauf des Spiels erzwungenen Flexibilität in der Anspielbarkeit jedes Spielers reflektiert eine Entwicklung im Fußballspiel, die in sich außerordentlich interessant ist, nämlich das Verschwinden von spieltechnischen Spezialisierungen, also der Übergang vom athletischen zum akrobatischen Spielertypus. Die Zeiten, in denen eine Mannschaft etwa mit einem »Spielmacher«, einem »Torschützen«, oder mit »Ausputzern« auf den Platz zog, demnach ihr Drohpotential gegenüber dem Gegner mit ausdifferenzierten Spezialisten für typische Spielsituationen zu erhöhen glaubte, scheinen vorbei. Vielmehr hat der zunehmende

Tempodruck, die zunehmende Kombinationshäufigkeit die Anforderungen an die Spieler verändert: Ihnen wird eine Dauermotivation für maximalen körperlichen und geistigen Einsatz abverlangt, eine situationsflexible Höchstleistung bei gleichbleibender Anspielbarkeit. Diese Entwicklung disqualifiziert den Fußball-Athleten, das sogen. »Kraftpaket« im Spielerprofil und macht den Akrobaten zum idealen Spielertyp und zwar im Prinzip auf jeder Position der Mannschaft. Das

Das Spiel erreicht eine Höchstform exemplarischer Demonstration der zwecklosen Zweckhaftigkeit

Gütekriterium, über das eine fußballerische Performanz in ihrem Gelingen bestimmbar wird, liegt demnach in der Fähigkeit, das Spiel – im Umgang mit dem Ball einerseits und dem um den Ball streitenden Gegner andererseits – als Artistik der Überlistung von Material und Gegner zu praktizieren. Von der ästhetischen Perfektion der Ballbeherrschung her ist das Fußballspiel von seinen Handlungsvoraussetzungen her durchaus mit der Kunst, genauer: mit dem Tanz, vergleichbar. Das Akrobatische des Spiels, eine der interessanten Nebenfolgen jüngster Entwicklungen, verknüpft sich auf ganz unterschiedliche Weise mit den nationalen kulturellen Traditionen, in denen Fußballspieler aufwachsen und aus denen sie in Mannschaften rekrutiert werden. Die zunehmende ästhetische Verfeinerung des Fußballspiels verändert, hierin liegt eine weitere bemerkenswerte Implikation, auch die Wechselwirkung mit den Zuschauern als den »third parties«. Zuschauer und Fans bringen in ihre Identifikationsbereitschaft mit der Mannschaft und in ihre Bereitschaft zur projektiven Partizipation am Spiel als einem gemeinschaftsstiftenden Kommunikationsereignis andere Kriterien zur Geltung als allein die demonstrative Zugehörigkeit zu einer Stadt (bei Spielen unter Ligaveren) oder einer Nation (beim Länderspiel) – eine Entwicklung, die durch die Internationalisierung des Spielermarktes unterstrichen wird. Die in einem Spiel gezeigte Kooperation der Mannschaft, ihre Auseinandersetzung mit der gegnerischen Mannschaft und dieses bezogen auf das Streitobjekt des Balls – als dem Träger der Kontingenz – erhält einen Eigenwert zugeschrieben jenseits des medial inszenierten Kräftermessung großer Städte oder bedeutender Nationen. Als historisch neuartige Tendenz zeichnet sich der Zuschauer, insbesondere der Fan als Akteur ab: in dem Maße, in dem die Identifikation

Frankfurt ist einer der wichtigsten Austragungsorte der FIFA WM 2006 in Deutschland. Mit der SkyArena und der MainArena wird es zwei Anziehungspunkte geben, die auch außerhalb des Stadions weltweit für Aufsehen sorgen werden. Die Universität Frankfurt kommt ebenfalls ins Spiel – und leistet ihren Beitrag auf ihre Weise – durch theoretische Unterfütterung und wissenschaftlichen Diskurs. An der Universität Frankfurt soll es jedenfalls nicht liegen, wenn Deutschland nicht Weltmeister wird.

Prof. Tilman Allert beschäftigt sich in einem weiteren Beitrag mit diversen Wandlungen, denen Spiel und Spieler unterliegen

sich auf die Ästhetik des Ballspiels konzentriert, rücken Gütekriterien in den Vordergrund der Evaluation, die zu den konstitutiven Regeln des Spiels quer stehen: ein Spiel kann als gut beurteilt und Erinnerungsfähig gehalten werden, das vom Ergebnis her desaströs war, aber als ästhetisches Ereignis – in seiner Dramatik und spieltechnischen Anmutung – hohen Unterhaltungswert hatte. Im Zuge dieses Vorgangs verlängert sich die Kooperationsstruktur, das agonale Kampfprinzip, in die Zuschauertribüne und reproduziert sich dort noch einmal im Gewand einer Ästhetik unterhaltsamer Partizipation am Geschehen. Diese moderne Tendenz, in den archaischen Form der Anfeuerung durch Gesang und Lärm vorbereitet, aber längst um situative pirouet-

tenartige Einlagen, originelle Skandierungen oder körperlich inszenierte Beifalls- bzw. Protestbekundungen ergänzt, reflektiert den artistischen Originalitätsanspruch, der dem Spiel zunehmend unterliegt und es zu einer kollektiven Inszenierung von Außer-alltäglichkeit werden lässt, in die nun andere als die klassischen Zuschauermassen eingebunden werden – das Stadion wird Ausflugsziel für einen Erlebnishunger, längst ist es nicht mehr Treffpunkt einer verschworenen Fangemeinschaft. Hierin kommt ein Rationalisierungsprozess im Verhältnis von Arbeit und Freizeit zum Ausdruck, das Spiel erreicht eine Höchstform exemplarischer Demonstration der zwecklosen Zweckhaftigkeit – der Unterhaltungswert liegt darin, dass hierbei eine Gegenwelt zur Arbeitswelt erzeugt wird, die nicht etwa die Entfremdung steigert – wie es die übliche Deutung des Fußballspiels als Massensuggestion behauptet – sondern die eine Utopie des Selbstgenusses enthält, das Feiern der Sozialität, die Teilhabe an elementaren Formen sozialen Lebens.

Tilman Allert



Der Ball rollt auch an der Uni

campuservice sorgt dafür, dass die WM präsent ist

Bis 16 Uhr Vorlesung und um 16 Uhr beginnt das WM-Spiel. Wie kann man beides verbinden, ohne das eine oder andere zu verpassen? Kein Problem, die Universität hat natürlich ein Herz für Fußballfans und überträgt die Spiele live.

Dabei wird der Universitätsbetrieb jedoch nicht »König Fußball« untergeordnet. Jochen May, Geschäftsführer der Servicetochtergesellschaft der Universität, die die Übertragungen organisiert: »Wir sorgen dafür, dass die WM an der Universität mit verfolgt werden kann und starten dazu einige Aktionen. Doch ganz klar: der Campusbetrieb wird wegen der WM nicht eingestellt, auch nicht teilweise.« May und campuservice setzen dabei auf »Eigenleistung« und holen nicht, wie andere Universitäten, Fremdveranstalter an Bord. Auf dem Campus Westend wird in der Eingangshalle des Hauptgebäudes ein »WM-Studio« mit einer Groß-Projektion installiert und während der WM dort Spiele übertragen. An den übrigen Standorten werden die neuen Multimediacreens »zweckentfremdet«. Wie bereits bei ähnlichen Großereignissen

zuvor geht May davon aus, dass sich Studierende, Professoren, Beschäftigte und Gäste der Universität wieder spontan und zahlreich vor den Schirmen zusammenfinden werden. May schließt nicht auch spontane Aktionen: »Je nach Verlauf der WM, Nachfrage der Übertragung und Spontanität der Universitätsmitglieder werden Öffnungszeiten und Aktivitäten angepasst. Es wird sich in der Vorrunde zeigen, ob sich eine eigene Dynamik entwickelt.« UR

Großbildschirme
Foyer Altes Hauptgebäude, FB Wirtschaftswissenschaften, Campus Bockenheim
Vor dem Cafe Juridicum, FB Rechtswissenschaften, Campus Bockenheim
Neben der Poststelle, Verwaltungstrakt, Juridicum, Campus Bockenheim
Vor dem Studierendensekretariat, Sozialzentrum, Campus Bockenheim
Vor dem Mensaeingang, Campus Riedberg

Die deutsche Mannschaft spielt in der Vorrunde am

- Freitag, 9. Juni, 18 Uhr (Eröffnung)
- Mittwoch, 14. Juni, 21 Uhr
- Dienstag, 20. Juni, 16 Uhr

www.uni-frankfurt.campuservice.de
www.fifawm2006.frankfurt.de
www.hessen-wm2006.de

Das Fußballorakel STOCER

Wirtschaftswissenschaftler richten virtuelle Börse zur WM ein

Kann eine Börse den nächsten Fußball-Weltmeister vorhersagen? Dieser Frage gehen Wissenschaftler und Studierende der Professur für Electronic Commerce, des Instituts für Informationswirtschaft und -management (IISM) der Universität Karlsruhe (TH) und der Universität Passau nach. Am 15. Mai ging STOCER, die Börse zur Fußball-WM, online. Fans aus aller Welt handeln virtuelle Aktien und prognostizieren so den Turnierverlauf.

Bei dem Experiment gehen die Wissenschaftler davon aus, dass die Marktpreise alle im Markt verfügbaren Informationen widerspiegeln. Virtuelle Börsen sind Informationsmärkte, bei denen zukünftige Ereignisse in Form von »virtuellen Aktien« gehandelt werden können. Bei ähnlichen Experimenten der Forscher mit

solchen Märkten, zuletzt etwa zur Landtagswahl in Baden-Württemberg, zeigte sich, dass virtuelle Börsen häufig bessere Ergebnisse lieferten als Meinungsumfragen. Der Grund: »Nicht die persönliche Präferenz eines Händlers ist gefragt«, so Prof. Bernd Skiera, »vielmehr wird er für eine möglichst realistische Einschätzung der Situation belohnt.«

Warum beschäftigen sich die Wissenschaftler ausgerechnet mit dem Thema WM? Ganz einfach: Millionen von Fans werden das Ereignis weltweit begeistert verfolgen. STOCER ist die erste Prognosebörse, die für Händler aus aller Welt konzipiert wurde; der Webaufruf wird in Deutsch, Englisch, Spanisch und Französisch verfügbar sein und wird von einer vierköpfigen Redaktion betreut, die vor und während der WM die Händler mit aktuellen Meldungen auf dem Laufenden hält.

Die Forscher führen die Händler spielerisch an die Funktionsweise von Börsen heran. Über das Thema »Fußball« lernen die Mitspieler, wie Angebot und Nachfrage den Aktienpreis bestimmen und wie sich durch geschickten An- und Verkauf der Wert des eigenen Depots steigern lässt. Auch Verluste lassen sich besser verkraften: Die Teilnahme an STOCER ist kostenlos, gehandelt wird mit virtuellem Geld. Den erfolgreichsten Händlern winken Sachpreise im Wert von mehreren tausend Euro. Schirmherr ist Bernd Hölzenbein, FIFA WM-Botschafter der Stadt Frankfurt und Weltmeister von 1974. Prof. Bernd Skiera, Inhaber der Professur für Electronic Commerce, forscht seit mehreren Jahren an virtuellen Börsen und gilt als einer der Experten auf diesem Gebiet. Christian Slamka

www.stoccer.de

NACH REDAKTIONSSCHLUSS +++ NACH REDAKTIONSS

Wahl der Vizepräsidenten

Die öffentliche Wahl der KandidatInnen für das Vizepräsidentenamt findet am

7. Juni um 14 Uhr c.t. in der Aula

Altes Hauptgebäude, Campus Bockenheim, Mertonstr. 17-21, statt.

Der Präsident schlägt gemäß § 46 HHG i. V. m. § 35 Wahlordnung der Johann Wolfgang Goethe-Universität die Wahl von vier Vizepräsidenten für eine Amtszeit von drei Jahren vor:

Prof. Dr. jur. Ingwer Ebsen, FB 01
Prof. Dr. phil. Andreas Gold, FB 05
Prof. Dr. rer. nat. Horst Stöcker, FB 13
Prof. Dr. rer. nat. Dr. med. habil. Werner Müller-Esterl, FB 16

Zu der universitätsöffentlichen Veranstaltung sind alle Angehörigen der Universität herzlich eingeladen. UR



Weißsein in Literaturen

Forschungsschwerpunkt Afrika-Europa an der Universität Frankfurt

Der Überfall auf einen Deutsch-Afrikaner in Potsdam am Ostersonntag und die schrecklichen Vorfälle in den Vorstädten von Paris zu Beginn dieses Jahres haben einmal mehr den Blick der Öffentlichkeit auf ein zwar bekanntes, doch noch immer gerne ignoriertes Phänomen gerichtet: Europäer afrikanischer Herkunft und Afrikaner mit stetigem Wohnsitz in Europa sind ein Teil europäischer Gesellschaft. Die Notwendigkeit einer tief greifenden Reflektion über moderne europäische Gesellschaften, in denen kulturelle und religiöse Identität und Staatsbürgerschaft in Einklang gebracht werden müssen, rückt indes vermehrt in das öffentliche Bewusstsein.

An der Universität hat sich ein Afrika-Europa-Forschungsschwerpunkt herausgebildet, der sich in der Abteilung Neue englische Literaturen und Kulturen (NELK) am Institut für England- und Amerikastudien um die Professur von Prof. Frank Schulze-Engler gruppiert. Die voneinander unabhängigen Forschungsvorhaben werden von drei Nachwuchswissenschaftlerinnen getragen: Dr. Susan Arndt beschäftigt sich mit der Konzeption von Weißsein in Literaturen aus und über Afrika, Dr. Sabrina Brancato untersucht verschiedene Heimatkonstruktionen afrikanischer Autoren in englischer, italienischer und spanischer Literatur und die Repräsentation von afrikanischen Asylsuchenden in Literatur und den neuen Medien wird von Dr. Sissy Helff in einer transgenerischen Studie analysiert.

Dass in Europa Hautfarbe und Ethnizität zentrale Merkmale in der Konstruktion von sozialer Klassenzugehörigkeit darstellen, leitet Arndt von der Genese der Kategorie »Rasse«, die bis in die griechisch-römische Antike reicht, her. Darauf aufbauend liest sie

Rassismus als Diskurs, der sich durch die europäische Geistes- und Kulturgeschichte zieht. Dabei haben sich freilich historisch bedingte Transformationsprozesse ergeben, die mit anderen Herrschafts- und Diskriminierungsmustern zusammenfließen und auch zu problematischen »Relativierungen« geführt haben und noch immer führen. Für Arndt ist die kritische Weißseinsforschung, ausgehend vom Konzept des »racial turn« bedeutend, da so Rasse und Weißsein als historisches Konstrukt, als Mythos, soziale Position und Analysekatégorie verstanden werden kann. Ein interessanter Aspekt ist hierbei sicherlich, dass Weißsein als Topos in Literaturen von schwarzen AutorInnen verhandelt wird. Mit dem Fokus auf Literaturen aus Afrika und den afrikanischen Diasporen wird dabei regional und geopolitisch ein gänzlich neuer Gegenstand der kritischen Weißseinsforschung erschlossen.

Einen Blick auf Repräsentation verschiedener Lebenswelten der afrikanischen Diaspora wirft Sabrina Brancato in ihrer komparatistischen Studie »Home, Exile and Multiple Belongings: African Migration Narratives in Europe« die durch Mittel der Europäischen Union finanziert wird. In dieser bemerkenswerten Arbeit untersucht die Wissenschaftlerin vergleichend englische, spanische und italienische Literatur afrikanischer Autoren, die ihre Heimatkonstruktionen im Spannungsfeld Ethnizität, Gender und Migrationserfahrungen ansiedeln und dabei häufig weitläufige Vorstellungen eines kultivierten Europas in Frage stellen. Das Spannungsfeld zwischen einem

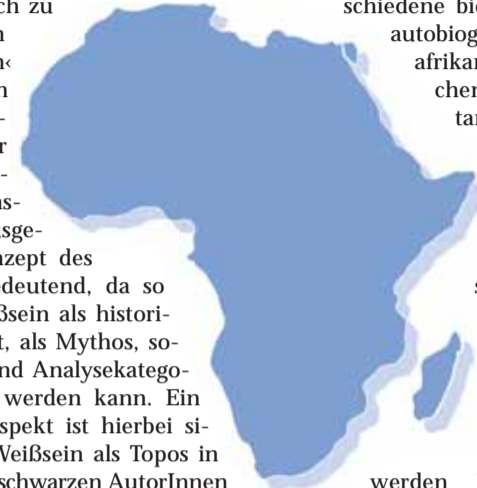
kultivierten Europa und seinen mannigfaltigen sozialen, politischen aber auch kulturellen Grenzen wird in der interdisziplinär und transgenerisch angelegte Forschungsarbeit »Refugee Aesthetics: Textual Interconnection of Human Rights« von Sissy Helff in verschiedenen biographische und autobiographische Werke afrikanischer Asylsuchender in Großbritannien analysiert.

Die untersuchten Werke repräsentieren, in Form exemplarischer Fallstudien, die Genres Biographie, Fotografie, Dokumentation, Webpage und Drama. Anhand von Beispielen werden Repräsentationsmuster herausgearbeitet, die das Bild afrikanischer Asylsuchender in zeitgenössischer afro-europäischer Kunst bestimmen.

Bemerkenswert ist, dass sich im Zuge dieser Projekte erste interdisziplinäre und auch transnationale Forschungszusammenhänge ergeben haben. Ein Beispiel dafür ist die internationale Afrika-Europa Konferenz »Transcultural Modernities: Narrating Africa in Europe«, die vom 1. bis 3. Juni an der Universität stattfindet und das erste gemeinsame Projekt des »European Network for Euro-African Studies« ist. Das Netzwerk, das an der Universität Frankfurt seinen Anfangspunkt nimmt, soll dann in weiten Schritten auch in das europäische Ausland getragen werden.

UR/Sissy Helff

Informationen:
Konferenz / Netzwerk unter <http://web.uni-frankfurt.de/feb10/ieas/abt/nelk/euro-afri/>



Europa zum Greifen nah

Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft erweitert internationale Kooperationen / Beitritt zum »European Joint Master in Performing Arts«

Der Aufwand ist groß – aber er lohnt sich! Dem Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft ist es gelungen, auch Dank unermüdlicher Unterstützung des International Office, in den letzten Jahren entschieden die internationale Vernetzung des Instituts voranzutreiben. Und das nicht nur auf studentischer Ebene, etwa im Rahmen der ERASMUS-Austauschmöglichkeiten nach Wales, Belgien, Frankreich, Spanien, Italien und in die Tschechische Republik.

In diesem Februar reiste Prof. Hans-Thies Lehmann nach Aberystwyth (Wales), um dort einen Intensivworkshop abzuhalten und die Lehrinhalte der Frankfurter Theaterprofessur vorzustellen. Das Interesse war groß, Lehrer und Studierende begeistert! Aber auch von der anderen Seite des Kanals kommen die Lehrenden. So wird der Dozent und Performance-Künstler Prof. Mike Pearson diesen – wie zukünftig jeden – Sommer ein studentisches Theaterprojekt anbieten, das dem Institut die Möglichkeit gibt, seinen praktischen Anteil am Veranstaltungsangebot noch zu erweitern. Ausländische Lehrende als dauerhafte Bereicherung des hiesigen Angebots – ein Zukunftsmodell! Denn: genug Inspiration von außen kann es nie geben.

Während des Sommersemesters lehrt die DAAD-Gastdozentin Prof. Malgorzata Sugiera; ihre Seminare vermitteln zwischen Deutschland und Polen und zeigen kulturelle Traditionen zwischen den zeitgenössischen Theaterkulturen

beider Länder auf. Zugleich begeht das Institut damit das deutsch-polnische Jahr, das den 15. Jahrestag des deutsch-polnischen Nachbarschaftsvertrages feiert und das initiiert wurde, um die Vielzahl der Projekte zwischen beiden Staaten ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken.

Das Institut greift damit auch eine Kooperation wieder auf, die vielleicht ebenfalls institutionell verankert werden könnte. Gastdozenturen erweisen sich dabei als hervorragendes Werkzeug, um sich gegenseitig wissenschaftlich »auf Herz und Nieren« zu prüfen, bevor weiterführende Kooperationen auf Instituts-ebene vereinbart werden. Solche Projekte sind natürlich nur durch die Unterstützung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des International Office und externer Institutionen wie dem DAAD möglich.

Ein weiterer wichtiger Schritt in Richtung Europäisierung, der sich bereits auf institutioneller Ebene abspielt, war der Beitritt zum »European Joint Master in Performing Arts« im vergangenen Wintersemester. 15 Universitäten in Europa haben sich zum Ziel gesetzt, die Lehre verschiedener Masterprogramme an den Partneruniversitäten so zu verschränken, dass zusätz-

zum heimischen Master-Abschluss eine weiterführende internationale Qualifikation erworben werden kann – für die Studierenden des »Master of Arts in Dramaturgy« ein unschätzbbarer Vorteil auf dem internationalen Arbeitsmarkt. Nachdem die ersten mutigen Studierenden bereits im Februar 2006 an einem Intensivworkshop in La Coruña (Spanien) teilgenommen haben, studieren sie in diesem Sommersemester bereits für ein Semester an der gewählten Partneruniversität.

Während die Kulturszene nicht mehr national begrenzt ist, wird es immer wichtiger, die kulturellen Hintergründe anderer Länder in die Lehre zu integrieren und einen Umgang mit dem »Fremdverstehen« zu vermitteln. Und was bringt die Zukunft? Ein Gastvortrag von Prof. Fiorentino aus Rom (Universität Roma Tre) ist in Vorbereitung, neue Studierende werden dieses Jahr am europäischen Master-Programm teilnehmen, die ersten schreiben ihre Abschlussarbeiten, und neue ERASMUS-Stipendiaten für verschiedene europäische Universitäten wollen betreut sein – zu tun bleibt genug!

Jennifer Ellerts



Migration und Stadt

Forschungsschwerpunkt »Europäische Stadt- und Regionalentwicklung« widmet sich sozialen Fragestellungen

Erst vor wenigen Tagen haben sich die Innenminister der Länder auf der Zugspitze auf ein gemeinsames Verfahren bei der Einbürgerung von Ausländern geeinigt. Die Debatten im Vorfeld zeigten, wie kontrovers die Diskussionen zum Thema Einwanderung in Politik, Verwaltung und Wissenschaft geführt werden. In einer global vernetzten Stadt wie Frankfurt, in der fast jeder dritte Einwohner Nicht-Deutscher ist, stellt sich die Frage nach den Herausforderungen der internationalen Zuwanderung für die Stadtentwicklung in ganz besonderem Maße.

In dem interdisziplinären Lehr- und Forschungsschwerpunkt »Europäische Stadt- und Regionalentwicklung« kooperieren seit mehr als fünf Jahren Wissenschaftler aus den Gesellschaftswissenschaften, der Humangeographie, Kulturanthropologie und Rechtswissenschaft. Die Zusammenarbeit umfasst gemeinsame Forschungsprojekte zu Herausforderungen der globalen Welt in Stadt und Region und die Ausrichtung von Tagungen und Vorlesungsreihen, um den Dialog mit Experten aus der Praxis anzuregen. Seit vielen Jahren stimmen die beteiligten Fächer darüber hinaus ihre Lehraktivitäten ab. Ein gemeinsames Studienprogramm soll den Studierenden dabei interdisziplinäres Arbeiten und Denken am Thema »Stadt und Region im globalen Zeitalter« vermitteln. So eignen sich die Teilnehmer nicht nur die theoretischen Grundsätze zur Stadtforschung an, sondern erarbeiten in Projektarbeit auch Lösungsvorschläge für brennende soziale Probleme in Frankfurt und der Rhein-Main-Region. Dabei können sie ein Zusatzzertifikat über die fachliche Qualifikation im Bereich der »Europäischen Stadt- und Regionalentwicklung« erwerben. Dies soll ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt verbessern.

Die Problematik internationale Zuwanderung und Stadtentwicklung griff die vom interdisziplinären Studien- und Forschungsschwerpunkt »Europäische Stadt- und Regionalentwicklung« organisierte Tagung »Städte in Bewegung – Migration als (trans-) lokale Herausforderung« auf. Mit mehr als 100 TeilnehmerInnen – Wissen-

schaftler und zahlreiche Experten aus der Region – konnte vor allem der Dialog zwischen Universität und den Akteuren »vor Ort« in Gang gesetzt werden. Fazit: Die Wechselwirkungen von Globalisierung, Europäisierung sowie transnationalen Politik- und Migrationsverflechtungen haben die Rahmenbedingungen für städtische Entwicklungen nachhaltig verändert. Migration und ihre Folgen äußern sich dabei zwar stets lokal, sie kann in einer global vernetzten Welt nur vor der Folie überregionaler Strukturen angemessen betrachtet werden. Wie die Diskussionen zeigten, steht die konkrete Integrationspolitik dabei immer noch vor zahlreichen Hindernissen – nicht nur in Politik und Verwaltung, sondern auch in den Köpfen der Menschen: Migration ist in Deutschland stärker als in vielen Nachbarländern negativ belegt, was in oft unüberwindbaren Schranken für Ausländer bei der Suche nach Arbeit oder Wohnungen markant zu Tage tritt. Netzwerke unter Migranten, die zum Beispiel zur gegenseitigen Unterstützung in sozialen Aspekten dienen, werden häufig dem Verdacht gleichgesetzt, sich in sogenannte »Parallelgesellschaften« abspalten zu wollen. Die Erkenntnisse der aktuellen Forschungsprojekte aus den vier beteiligten Fachbereichen der Universität tragen zu einem besseren Verständnis des komplexen Zusammenhangs von Stadt, Region und Einwanderung bei. Als gemeinsames Fazit der interdisziplinären Sichtweisen kann konstatiert werden, dass in einer international geprägten urbanen Gesellschaft einhergebrachte Konzepte und Stereotype über das vermeintlich »Andere« neu gedacht werden sollten. Das Thema »Migration und Stadt« wird auch weiterhin die Arbeit der »Europäischen Stadt- und Regionalentwicklung« prägen. Dabei wird es vor allem darum gehen, die international vergleichende Perspektive zu schärfen. Am 23. Mai um 18 Uhr spricht Wolfgang Neumann vom Deutsch-Französischen Institut zu den aktuellen Entwicklungen in den französischen Vorstädten unter dem Titel »Integration gescheitert? Stadtpolitik in Frankreich« (Ort: Institut für Humangeographie, Robert-Mayer-Str. 8, Raum 302).

Michael Janoschka

Neues Institut – neuer Standort

Die Humangeographie orientiert sich auch räumlich neu

Das neue Institut für Humangeographie (IfH) entstand am 1. Januar 2006 aus einer Fusion des Instituts für Kulturgeographie, Stadt- und Regionalforschung, des Instituts für Wirtschafts- und Sozialgeographie und des Instituts für Didaktik der Geographie. Dieser Zusammenschluss wurde nun auch räumlich vollzogen: Seit Anfang Mai hat das Institut und seine Bibliothek neue Räumlichkeiten in der Robert-Mayer-Str. 6-8 bezogen; vorher war dort der Fachbereich Physik untergebracht.

Die Fusion und räumliche Konzentration soll vor allem der interdisziplinären Zusammenarbeit in Forschung und Lehre sowie den Studierenden zugute kommen:

- Das Institut für Humangeographie forscht theoriegeleitet zur Transformation ökonomischer und sozialer Beziehungen im Zuge der anhaltenden Globalisierung der Lebensverhältnisse. Mit diesen Forschungsschwerpunkten baut das Institut die bisherigen Kernkompetenzen im Bereich der Wirtschaftsgeographie und geographischen Stadtforschung systematisch aus. Besonders der Standort Frankfurt qualifiziert für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Globalisierungsprozessen und gesellschaftlichem Wandel in Metropolitanregionen.

- Im Bereich der Lehre startet das Institut zum Wintersemester 2006/07 einen humangeographisch orientierten Bachelor Geographie. Im Mittelpunkt des Studiums stehen die Themenfelder Globalisierung sowie Wirtschafts- und sozialgeographische Metropolenforschung und damit die Verknüpfung von Lehre und wissenschaftlichen Kernkompetenzen. Um die Studierenden noch besser auf das Berufsleben vorzubereiten, wird großer Wert auf eine zeitgemäße methodische Ausbildung (GIS, EDV, etc.) und die Vermittlung berufsrelevanter Schlüsselqualifikationen gelegt. In der Erarbeitung befinden sich forschungsorientierte Masterstudiengänge.

Im Sommersemester veranstaltet das Institut jeweils dienstags um 16 Uhr in Raum 302 ein Kolloquium, in dem laufende Forschungsprojekte von Wissenschaftlern und Studierenden diskutiert werden.

Michael Janoschka

Informationen: Tel.: 798 -22404/-23592; www.humangeographie.de

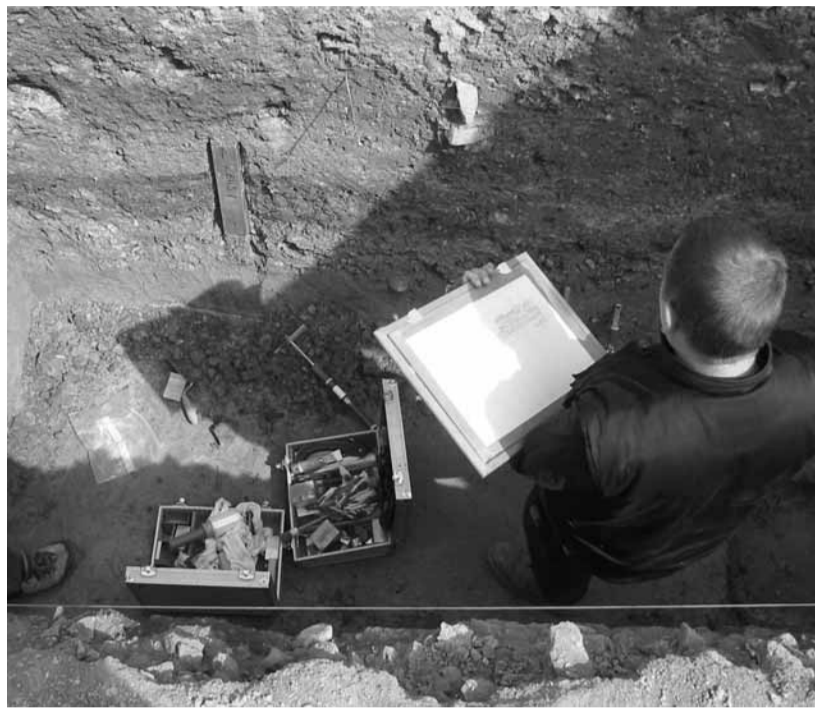
Hieß Bad Homburg einst Dietigheim?

Frankfurter Archäologen entdecken früheste Siedlungsreste unter der ältesten Burg auf dem Schlossgelände von Bad Homburg

Ausgrabungen und Prospektionen von Wissenschaftlern der Universität Frankfurt auf dem Schlossgelände von Bad Homburg, die im September 2005 begannen und Ende April 2006 in einem wichtigen Teilbereich abgeschlossen wurden, könnten das in letzter Zeit heiß diskutierte Rätsel der frühen Wurzeln der Stadt einer überraschenden Lösung zuführen.

Über 300 Jahre gehen die Vermutungen über die Siedlungswurzeln Bad Homburgs auseinander: War die Keimzelle der Stadt das in der Zeit Karls des Großen im Jahr 782 schriftlich genannte Dorf Tiedenheim, und lag dieses im Bereich des heutigen Homburger Ortsteils ›Dietigheim im Tal‹ im Bereich des Mussbaches oder wurde auf dem heutigen Stadtgebiet erst in der Zeit von Kaiser Friedrich Barbarossa gesiedelt, nachdem Wortwin von Hohenberch um 1180 hier eine Burg erbaute?

»Das alte Dietigheim der Karolingerzeit hat nicht auf dem Teil Bad Homburgs gelegen, der bis heute als ›Dietigheim im Tal‹ bekannt ist. Mittelalterliche Aktivitäten sind hier nicht vor dem 13./14. Jh. zu belegen.« So lautete die überraschende Botschaft, die der Leiter des Bad Homburg-Projekts, Prof. Joachim Henning, Institut für Archäologische Wissenschaften, im Ergebnis einer ersten Frankfurter Forschungskampagne im Jahr 2001 mitteilen konnte; an ihr wirkten Geographen und Botaniker aus Frankfurt – Prof. Heinrich Thiemeyer, Dr. Arie J. Kalis und Dr. Astrid Schweizer –, das Radiokarbonlabor der Universität Erlangen und das University College London (Mikromorphologie) maßgeblich mit. Bedeutende Hilfe leistete die Stadt Bad Homburg. Das klare, interdisziplinär gewonnene Resultat deckt sich mit dem durch Dr. Astrid Krüger, heute Stadtarchivarin in Bad Homburg, im Rahmen des Projektes durchgesehenen Schriftquellen. Auch diese berichten etwa seit dem 13., mit Sicherheit aber ab dem 15. Jahrhundert von einer Tallage Dietigheims beziehungsweise eines seiner



Fotos: Henning

Teile unterhalb der Burg. Das archäologische Ergebnis hat für Aufregung gesorgt: Wurde das Dorf Dietigheim erst im Gefolge des Burgenbaus von irgendwoher an den ›Hohenberch‹ herangezogen, seine Bewohner umgesiedelt? War es überhaupt korrekt, 1987 das 1200-jährige Stadtjubiläum gefeiert zu haben? Der Bad Homburger Lehrer und Leiter der freien Archäologie-AG, Rüdiger Kurth, hatte dies seit längerem angezweifelt.

Erneut hat nun die Universität Frankfurt ihr Forschungspotenzial in Bad Homburg eingesetzt und wurde dabei durch Archäologie-AG, die Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten Hessen und die Stadt Bad Homburg tatkräftig unterstützt. Die Frankfurter Archäologen legten einen Grabungsschnitt auf dem oberen Hof des Schlosses von Bad Homburg an. Zuvor waren in Zusammenarbeit mit dem Frankfurter Institut für Geowissenschaften, Fachinheit Geophysik, Teile des Schossgeländes nach älteren Baustrukturen, insbesondere steinernen Vorgängerbauten des heutigen Schlosses, abgesucht worden; der Uni-

Report berichtete in Ausgabe 7 / 2005. Aber die Grabungen galten noch älteren, wahrscheinlich in Fachwerktechnik errichteten Anlagen, deren Existenz schon in den 1960-er Jahren durch den Bauforscher Binding vermutet wurden. Die gewählte Grabungsstelle erwies sich als goldrichtig. In rund 1,50 m Tiefe stieß man auf die Reste eines abgebrannten Gebäudes, und einige beim Brand zerstörte Gefäße, deren Scherben sich fast vollständig fanden, datieren dieses Ereignis etwa in den Verlauf des 13. Jahrhunderts. Die aufwändige Bauweise der Anlage unterscheidet sich von zeitgleichen bäuerlichen Konstruktionen und kann durchaus mit dem niederadeligen Milieu verbunden werden. Hier wird man vielleicht Bindings Deutung als Turmburg in Fachwerkbauweise folgen können. Nahe liegend ist auch eine Verbindung mit Wortwin von Hohenberch, dessen Anwesen noch deutlich vor 1250/1260 in die Hände des Eppsteiner Adelsgeschlechtes gelangt ist. Dabei scheinen die Schriftquellen eher einen friedlichen Besitzwechsel nahe zu legen. Doch in

Unterirdisch: Für weitergehende naturwissenschaftliche Analysen werden Brandreste eines frühen Fachwerkbbaus des 12./13. Jahrhunderts im Ausgrabungsschnitt auf dem Homburger Schloss dokumentiert und beprobt

Verortung: Die Ausgrabungen erfolgten in der Nähe des Weißen Turmes im oberen Schlosshof. Er ist das einzige oberirdisch erhaltene Bauelement der mittelalterlichen Buranlage von Bad Homburg und bereits auf der ältesten Ansicht von 1605 zu sehen



welchem Zustand war das Anwesen Wortwins bei der Übergabe? War es vielleicht bereits zuvor Opfer eines lokalen Konfliktes geworden? Oder geschah dies erst nach der Übergabe? Man hofft, durch Serien von 14-C-Datierungen den Zeitpunkt der Errichtung des Fachwerkbbaus weiter eingrenzen zu können. Außerdem sollen mikromorphologische Analysen Aufschluss über Lebens- und Wirtschaftsaktivitäten in der vermuteten Turmburg des 12./13. Jahrhunderts erbringen. Ralf Gröniger, der die Grabungsarbeiten am Ort geleitet hat, und Oliver Wegener vom Institut für Bodenkunde Frankfurt haben dafür eine humose, als alte Holzböhlenoberfläche gedeutete Schicht über einer sorgfältig

angelegten Grundierung aus Grünschiefergrus beprobt.

Die größte Überraschung war allerdings, dass unter diesen Bauresten des 12./13. Jahrhunderts eine Kulturschicht zum Vorschein kam, die die typischen Merkmale wie Pfostenbauten und Gruben einer ländlichen Siedlung aufweist. Diese Ansiedlung muss zu einer bislang noch unbekanntem Zeit vor der Errichtung des abgebrannten Fachwerkbbaus am gleichen Ort existiert haben. Es ist noch zu früh, zu entscheiden, ob diese Spuren vielleicht zu einer alten prähistorischen Siedlung gehören oder der Errichtung des Fachwerkbbaus nur kurz vorhergingen. Auch kann nicht ausgeschlossen werden, dass dies gerade die Reste des älteren Dietigheim selbst sind, erbaut vielleicht ursprünglich in dieser schönen Lage, bis der neue Landadel des 11./12. Jahrhunderts beziehungsweise die Territorialherren der folgenden Zeit den Platz mehr und mehr für ihre Zwecke requirierten und die Bauern ›ins Tal‹ drängten. Spannend ist daher, ob die anstehenden Analysen der Siedlungsschicht durch Botaniker der Universität Frankfurt, Dr. Arie J. Kalis, und des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen in Wiesbaden, Dr. Angela Kreuz, noch Pflanzenpollen oder Großreste erschließen können, die auch zeitliche Hinweise liefern. Das endgültige Urteil wird aber wohl von einer Serie von 14-C-Datierungen zu erwarten sein. Spätestens am Ende des Sommersemesters wird man dann wissen, ob das Rätsel um Dietigheim eine überraschende Aufklärung finden könnte, ob nämlich vielleicht Homburg selbst ursprünglich Dietigheim hieß und erst später den vom Ortsadel für die neue Burg zugeschnittenen Namen ›Hohenberch/Homburg‹ auf sich übertrug und seine dörfliche Vergangenheit mit dem alten Namen schrittweise ›ins Tal‹ verlagerte. Entweder kann die Stadt Bad Homburg dann mit viel größerer Gewissheit als bisher auf eine über 1200-jährige Orts-geschichte verweisen oder die Suche nach dem alten Dietigheim muss fortgesetzt werden.

Joachim Henning

Kultivierung der Streitkultur

Im Goethe-Debattierclub üben sich Studierende in der Kunst der freien Rede

Studiengebühren oder demografischer Wandel, verkaufsoffener Adventssonntag oder Einbürgerungstest – die Studierenden im Goethe-Debattierclub haben immer eine Meinung. Kein Thema, aus dem sie nicht eine spannende Debatte machen. In Rede und Gegenrede gehen die Argumente hin und her. Am Ende siegt: die Rhetorik.

Seit dem Sommersemester 2003 gibt es an der Universität Frankfurt den Goethe-Debattierclub. Hervorgegangen aus einer Initiative von Studierenden der Wirtschaftswissenschaften ist die Gruppe längst bunt gemischt. »Es ist interessant zu sehen, wie die Leute aus unterschiedlichen Fachbereichen an die Sachen rangehen«, sagt Alexander Kolz, der in Jura promoviert. »Jeder bringt seinen Standpunkt in die Debatte ein. So habe ich zum Beispiel mal die Spieltheorie der Wirtschaftswissenschaftler kennengelernt«, erzählt der Jurist. Und setzt hinzu: »Das ist so, wie ich mir Universität eigentlich immer vorgestellt habe.« Alexander stieß vor zweieinhalb Jahren zum Goethe-Debattierclub. »Damals stand meine mündliche Prüfung an, und ich wollte mich eigentlich nur wieder ein bisschen in Form bringen. Dann hat es mir so viel Spaß gemacht, dass ich dabei geblieben bin.«

Der Spaß steht auch für Abel Schumann im Vordergrund. »Das Debattieren ist wie ein Sport. Die Regeln sind die Spielregeln für die Sportart«, erklärt der 24-jährige. Das Debattieren nach Regeln habe nichts mit ›Traditionspflege‹ zu tun, betont der VWL- und Politikstudent, der im vergangenen Jahr AStA-Vorsitzender war. Zwar debattieren die Studierenden in altherwürdigem Ambiente – die wöchentlichen Treffen finden im holzvertäfelten Alten Senatssaal der Universität statt – doch die elitären Allüren, die in manchen universitären Debattierclubs gepflegt werden, sind ihre Sache nicht.

Da versteht es sich von selbst, dass es in den Debatten nicht immer ganz ernsthaft zugeht. Je kühner die Position, desto größer die rhetorische Herausforderung. Zeigt sich die Kunst der freien Rede doch gerade darin, auch einen exotischen Standpunkt mit Esprit und Eloquenz zu verteidigen. Man sieht den studentischen Debattierer förmlich den Schalk im Nacken sitzen, wenn sie die Argumente der gegnerischen Seite genüsslich zerpflücken, Inkonsistenzen in der Beweisführung schonungslos aufdecken und auch schon mal mit einem augenzwinkernden Seitenhieb die moralische Integrität des Gegenredners in Frage stellen. Wird es allzu turbulent, schwingt der ›Präsident‹ den Hammer



Foto: Kausch

und ruft die Redner zur Ordnung zurück. Denn ›gestritten‹ wird streng nach Regeln.

Die Frankfurter Studierenden folgen den Regeln der Offenen Parlamentarischen Debatte. Danach sind zwei Lager vorgesehen: Regierung und Opposition. Beide bestehen aus jeweils drei Rednern, die versuchen müssen, die Gegenseite und das Publikum kraft besserer Argumente und mit rhetorischem Geschick von ihrem Standpunkt zu überzeugen. Die Regeln sehen vor, dass die Regierung die zur Debatte stehende Entscheidungsfrage bejaht, die Opposition sie verneint. Die Reihenfolge der Redner, die Redezeit und die Gelegenheit zu Zwischenfragen und -rufen sind genau festgelegt.

Ein Zwischenruf darf zum Beispiel höchstens sieben Wörter lang sein. Über die Einhaltung der Regeln wacht der Präsident. Er leitet die Debatte, ist unparteiisch und diskutiert selbst nicht mit.

Sieben Minuten Redezeit stehen den drei Rednern der beiden Parteien jeweils zu. Die erste und die letzte Minute sind ›geschützte Redezeit‹, die nicht durch Zwischenfragen unterbrochen werden darf. »Sieben Minuten frei zu sprechen halten Anfänger meistens nicht durch«, sagt Eva Schneider. Die Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften ist von Anfang an dabei. Man müsse erst lernen, so lange frei zu sprechen und auch, sich das Heft nicht

von den Zwischenrednern aus der Hand nehmen zu lassen. Aber auch hier macht Übung den Meister. »Man gewinnt schnell an Souveränität und Selbstsicherheit«, weiß Eva, die zusammen mit Alexander den Goethe-Debattierclub organisiert.

Wer welche Rolle übernimmt, wird ausgelost. »Da ist die Überraschung hinterher oft groß, wenn ein Redner eine ganz andere Meinung hat, als er vorher in der Debatte vertreten hatte«, erzählt Alexander. Denn nach dem Ende der ›offiziellen‹ Debatte ist noch nicht Schluss. Beim gemeinsamen Bier in der Kneipe wird oft noch lebhaft weiterdiskutiert.

Bislang ist der Goethe-Debattierclub eine eher kleine Gruppe. »Neue Teilnehmer sind jederzeit herzlich willkommen«, sagt Alexander. Die Gruppe trifft sich immer dienstags um 18.30 Uhr. Besonders freuen sich die Organisatoren, wenn mehr Geisteswissenschaftler, Naturwissenschaftler und Mediziner von den anderen Uni-standorten den Weg zu den Debatten auf dem Campus Bockenheim finden. Zur Zeit sind die Wirtschaftswissenschaftler und Juristen etwas überrepräsentiert. »Je heterogener die Gruppe«, meint Alexander, »desto erfrischender!«

Barbara Kausch

Informationen:
<http://user.uni-frankfurt.de/~debatte>



Studentische Nachfrage weiter steigend

Erfolgreiche Premiere der Winterschule Chemie

Auch zum Sommersemester ist die Nachfrage nach einem Chemiestudium unter den Studienanfängern ungebrochen. Die aktuellen Immatrikulationszahlen belegen gegenüber dem Vorjahr nochmals einen ansteigenden Trend. »Wir haben einen attraktiven Bachelor- und Master-Studiengang Chemie konzipiert, der von den Studienanfängern sehr gut angenommen wird,« erläutert Prof. Ernst Egert. Er war als Vorsitzender des Lehr- und Studienausschusses Chemie federführend an der Entwicklung des konsekutiven Studiengangs beteiligt und führt weiter aus: »Die vielfach geäußerten Befürchtungen, Abiturienten würden sich zunehmend auf Studienorte konzentrieren, die noch das Diplom als Abschluss anbieten, haben sich nicht bestätigt.«

Dies dürfte aber auch auf unsere neuartigen Aktivitäten zurückzuführen sein, wie etwa die erstmals angebotene Winterschule Chemie«, konstatiert Prof. Harald Schwalbe, Dekan des Fachbereichs Biochemie, Chemie und Pharmazie. So machten sich 41 Studierende und 7 Professoren, Betreuerinnen und Betreuer Ende des Wintersemesters auf nach Aigen in der Steiermark, um für eine Woche Chemie zu büffeln. Und das nicht zu knapp: Mindestens sieben Stunden waren täglich zu absolvieren. Nach so viel Arbeit durfte das Vergnügen auch nicht fehlen. Gemeinsame Rodel- und Skiausflüge gehörten

ebenso zum Programm wie ein Besuch in der berühmten Bibliothek des Klosters Admont. Alle Chemiestudenten aus den Bachelor und Lehramtstudiengängen konnten sich anmelden, etwa ein Drittel der Erstsemester nahm das Angebot spontan wahr. Dank Spenden und eines Stipendiensystems konnten die Kosten erträglich gestaltet werden. Nebenbei hatten die Studierenden Gelegenheit, ihre Kommilitonen und die Professoren kennen zu lernen, lebten sie doch gemeinsam unter einem Dach im Schlösschen am Putterer See.

Nach dem Vorbild der Frankfurter Pharmazeuten, die schon seit langem Winter- und Sommerschulen zur Vorbereitung auf die externen Prüfungen im Pharmaziestudium anbieten, ist diese Idee für eine Winterschule der Chemie entstanden. Das Konzept entstand nach langer Diskussion unter den Professoren. »Wir entschieden uns, so früh wie möglich den Kontakt zu den Studierenden aufzubauen, gerade um nicht unmittelbar den Prüfungsstoff durchzuackern, sondern allgemeiner das Thema Chemie in seiner Faszination mit den Studenten zu erarbeiten. Also nicht nur Prüfungsstoff, sondern die chemische Allgemeinbildung sollte gefördert werden – in der Hoffnung, dass die Studierenden dann auch das Pflichtprogramm besser bestehen«, erläutert Prof. Schwalbe.

Die Professoren der Anorganischen Chemie (Prof. Kolbesen und Prof. Wagner), der Organischen (Prof. Göbel, Prof. Rüping und Prof. Schwalbe) und der Physikalischen Chemie (Prof.

Stock und Prof. Wachtveitl) hatten vor Augen, möglichst früh, also im ersten Semester, und möglichst spielerisch, also mit vielen Übungen und in kleinen Gruppen, in die unzähligen spannenden Aspekte der Chemie einzuführen. So wurde erarbeitet, was Methan mit Tsunami zu tun hat, wie die komplexen Formen von Schneeflocken entstehen, wie Biomineralisierung zustande kommt, wie man Halbleitersilicium und Mikroelektronik-Chips herstellt, wie Gasteilchen sich verhalten, allein und im statistischen Mittel, wie Cyclohexan und Benzol aussehen und wie dieses Wissen am Ende ermöglicht, die Struktur der DNA-Doppelhelix selbst am Molekülmodell zu bauen. Die Studierenden begriffen, dass die Chemie eine Querschnittswissenschaft ist, die Aspekte von den Material- bis zu den Biowissenschaften umfasst. Das Studium legt durch die solide Ausbildung einerseits in Chemie, aber auch in Mathematik, Physik, Quantenmechanik und Biochemie die nötigen Grundlagen, um später kreativ Forschungsfragen anzugehen. Die Eindrücke dieser ersten Winterschule und die durch die Studierenden durchgeführte Evaluation waren überwiegend positiv: Das Experiment, dessen Ausgang ungewiss war, wird so zur festen Einrichtung der Chemieausbildung in Frankfurt werden und alle Beteiligten sind sich einig, dass ein weiterer Schritt hin zu einer nachhaltigen Stärkung der Chemieausbildung gelungen ist.

Sabine Monz

Positives Echo

Auswertung des UniReport Lesertests / Zustimmung zu Themenpalette und Verständlichkeit

In der Ausgabe vom Dezember 2005 hatte die Redaktion, Sie, verehrte LeserInnen, mit einem Fragebogen aufgefordert, ihre (Un)Zufriedenheit mit dem UniReport zu artikulieren.

Insgesamt hatte die Redaktion 16 Fragen gestellt und dabei Themenkomplexe wie Gestaltung, Inhalte, Umfang und Verständlichkeit der Beiträge abgefragt.

MitarbeiterInnen der Universität (Angestellte) und Studierende stellen demnach das Gros der Leserschaft, aber auch Lesergruppen außerhalb der Universität waren vergleichsweise stark vertreten.

62,5 Prozent der Leser spricht die Gestaltung des UniReport an; 21 Prozent finden ihn nicht bunt genug; 8 Prozent hingegen zu bunt. Immerhin ein Drittel fühlen sich durch die Gestaltung zum Lesen animiert. Ein eben so großer Prozentsatz liest den UniReport regelmäßig; 58 Prozent lesen ihn gelegentlich und 12,5 Prozent archivieren ihn sogar.

Knapp 80 Prozent der LeserInnen sind mit dem Umfang zufrieden; 58 Prozent halten die Zahl der Ausgaben für angemessen; immerhin ein knappes Drittel der LeserInnen würde eine monatliche Erscheinungsweise, also auch während der vorlesungsfreien Zeit, bevorzugen.

Knapp 55 Prozent der LeserInnen bewerten die Themenpalette als repräsentativ; 21 Prozent finden sie zu unausgewogen. So wurden zu viele Themen über Jura und Gesellschaftswissenschaften kritisiert, wohingegen Themen zur Philosophie oder Kunst vermisst werden. Andererseits empfinden immerhin 42 Prozent die Informationen aus den Fachbereichen als angemessen; 54 Prozent wünschen sich mehr Informationen.

Über 58 Prozent sind mit dem Umfang der Textbeiträge einverstanden; und die Hälfte der LeserInnen ist auch mit

Aktualität und Verständlichkeit zufrieden. 25 Prozent der LeserInnen bewerten die Kontaktmöglichkeiten als wichtig und ebenso viele nutzen sie regelmäßig. Die sprachliche Qualität des UniReports wird als angemessen und verständlich bewertet.

Inhaltlich werden vor allem mehr Beiträge über Lehre und Studium (58%), Fort- und Weiterbildung (54%) und über Personalien, etwa neue ProfessorInnen, aber auch Klatsch, gewünscht (42%).

Auch mehr Informationen aus allen Fachbereichen, vor allem Geisteswissenschaften und Sprachwissenschaften, (kritische) Beiträge zur Umgestaltung der Universität und Forschungs-

beiträge aus den Fachbereichen, aber auch Präsentationen herausragender HochschullehrerInnen und MitarbeiterInnen in den Instituten und Abteilungen würden die LeserInnen interessieren. Weitere Wunsch-Themen: Der Umzug der Universität, Partnerschaften mit ausländischen Hochschulen und studentische Belange. Dies korrespondiert mit dem Wunsch nach kritischen Beiträgen bzw. reflektierender Austausch zwischen UniReport und ASTA Zeitung: Der UniReport lese sich wie ständiges Eigenlob; kritische Stimmen von Angestellten oder Studierenden kämen zu kurz. Kontroverse Meinungsäußerungen sind daher ebenso ein Wunsch wie eine Leserbriefseite (knapp 38%). Hierzu ist anzumerken, dass es diese Rubrik (»Meinungen«) seit einigen Jahren zwar gibt, sie jedoch mangels (kritischen!) Zuschriften leider nicht in jeder Ausgabe bedient werden kann. Hier kann die Redakti-

on den LeserInnen nur zurufen, entsprechende Beiträge zu platzieren.

Lediglich 16 Prozent der LeserInnen vermissen den ausführlichen Veranstaltungskalender, der zum vergangenen Wintersemester abgeschafft wurde. Die Redaktion wertet dies als Zeichen der Akzeptanz, mit dem Veranstaltungskalender auf einen Mix aus ausgewählten Hinweisen und Online-Informationen zu setzen.

Der UniReport wird als Medium zur Platzierung von Beiträgen gesehen: So regen Hochschullehrer, Mitarbeiter und Studierende zur Platzierung von Beiträgen an; immerhin 8 Prozent der LeserInnen liefern selbst regelmäßige Beiträge.

Jeweils 50 Prozent der LeserInnen werten den UniReport als Imageträger bzw. Medium der internen Berichterstattung und sind – ohne nähere Spezifizierung – der Ansicht, dass der UniReport ein ausbaufähiges Medium ist. Hierzu könnten Wünsche nach mehr mitarbeiterbezogenen bzw. Informationen für Studierende gewertet werden, während diese andererseits und richtigerweise auch in den entsprechenden Medien UniIntern bzw. der ASTA-Zeitung erwartet und nachgelesen werden.

Die Redaktion bedankt sich bei allen EinsenderInnen sehr herzlich für das Zurücksenden des Fragebogens und ruft alle LeserInnen dazu auf, dem UniReport durch das Zuliefern entsprechender Beiträge das gewünschte Profil zu geben. Die Redaktion jedenfalls freut sich über kritische und lobende Zuschriften, Anregungen und natürlich viele Beiträge, gleich welcher Natur.

Die GewinnerInnen der fünf Einkaufsgutscheine im UniShop sind unterdessen ermittelt und per E-Mail benachrichtigt worden. Die Redaktion bedankt sich noch einmal ganz herzlich beim UniShop für die großzügige Gewinn-spende.

rb/Jessica Kuch

NACH REDAKTIONSSCHLUSS +++ NACH REDAKTIONSS

Geteilte Meinungen

Ankündigung der Einführung von Studiengebühren zum Wintersemester 2007/08 / Studierenden-Vollversammlung



High noon auf dem Campus Bockenheim: seit der Vollversammlung am 10. Mai befindet sich die Studierendenschaft offiziell im aktiven Widerstand gegen die Gebührenpläne der Landesregierung

An den Hochschulen des Landes sollen vom Wintersemester 2007/08 an erstmals allgemeine Studienbeiträge von 500 Euro je Semester eingeführt werden. Diesen Beschluss des Landeskabinetts gab der Hessische Minister für Wissenschaft und Kunst, Udo Corts, am 5. Mai bekannt.

Die Studienbeiträge, so Corts, kämen den Hochschulen zugute, und zwar zusätzlich zur staatlichen Finanzierung, die in ihrem Volumen durch den Hochschulpakt bis einschließlich 2010 festgeschrieben ist. Sie würden zu einer Erhöhung der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel um rund zehn Prozent führen. »Die nur so mögliche erhebliche Steigerung der Qualität der Lehre, insbesondere der Betreuungsintensität, setzt die Hochschulen des Landes in die Lage, ihre gute Position

im nationalen und internationalen Wettbewerb nicht nur zu erhalten, sondern weiter zu verbessern«, hob Corts hervor.

Seit dem 10. Mai, so eine Information des ASTA, befindet sich die Studierendenschaft der Universität offiziell im aktiven Widerstand gegen die geplante Einführung von Studiengebühren. ASTA-Vorsitzende Verena Vay rief die Studierenden auf, geschlossen der Landesregierung deutlich zu machen, dass es ihnen ernst mit dem Widerstand sei. Der stellvertretende ASTA-Vorsitzende Mike Josef wertete den anschließenden spontanen Demonstrationzug in die Innenstadt als kleines Zeichen der Protestbereitschaft: »Koch und Corts werden sich wünschen, niemals auch nur einen Gedanken an Studiengebühren verschwendet zu haben.« UR

Geld vom Land

Das Land wendet für seine fünf Universitäten, fünf Fachhochschulen und zwei Kunsthochschulen zur Zeit laut Hochschulpakt 2006 rund 1,2 Milliarden Euro auf. Allgemeine Studiengebühren von 500 Euro je Semester bringen den Instituten darüber hinaus schätzungsweise folgende Netto-Mehreinnahmen: Technische Universität Darmstadt 14 Millionen, Universität Frankfurt 28,6 Millionen, Universität Gießen 18 Millionen, Universität Kassel 13,5 Millionen, Universität Marburg 15,75 Millionen, Hochschule Darmstadt 8,9 Millionen, Fachhochschule Frankfurt 7,2 Millionen, Fachhochschule Fulda 3,8 Millionen, Fachhochschule Gießen-Friedberg 7,8 Millionen, Fachhochschule Wiesbaden 7 Millionen, Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt 585.000 Euro, Hochschule für Gestaltung Offenbach 513.000 Euro.

Bei der Einführung eines allgemeinen Studienbeitrags ist der Gesetzgeber an Artikel 59 der Hessischen Verfassung vom 1. Dezember 1946 gebunden, wonach das Studium an den Hochschulen des Landes »unentgeltlich« ist. Satz 4 dieses Artikels ermächtigt ihn aber ausdrücklich, ein angemessenes Entgelt einzuführen. »wenn die wirtschaftliche Lage des Schülers, seiner Eltern oder der sonst Unterhaltspflichtigen es gestattet. Die rechtlichen Rahmenbedingungen hatte der Jurist Prof. Christian Graf Pestalozza, Inhaber des Lehrstuhls für Staats- und Verwaltungsrecht an der Freien Universität Berlin, in seinem von der Landesregierung in Auftrag gegebenen Gutachten über »Landesverfassungsrechtliche Fragen eines Hochschulgeldes in Hessen« geklärt.

Die Gesamtkosten aus Steuermitteln betragen zum Beispiel für ein Studium in den Sozialwissenschaften rund 25.000 Euro, in den Ingenieurwissenschaften an den Universitäten rund 80.000 Euro und in Medizin und Zahnmedizin rund 150.000 Euro. (Quelle: HMWK)

Informationen: Eine Broschüre zum Thema »Studiengebühren« kann unter www.hmwk.hessen.de abgerufen werden

Fortsetzung von Seite 6 · Asexualität ...

vielleicht doch noch begreifen, dass auch ihre eigenen Patienten, sofern sie welche haben, zum Beispiel nach Operationen und Medikationen eine sexuelle Störung bekommen, die hätte vermieden werden können. Ich predige schonende Operationsmethoden und prosexuelle Arzneimittel-Kombinationen seit Jahrzehnten, hier und da auch mit Erfolg. Leider hat die Psychiatrie bisher auf der ganzen Linie versagt. So gibt es in Deutschland keinen einzigen Professor dieses Faches, der sexualmedizinisch oder gar sexualwissenschaftlich ausgewiesen wäre. Vielleicht muss jetzt der Universitätsmedizin insgesamt von außen gezeigt werden, wohin ihre Dummheit führt, Geschlechtlichkeit und Sexualität, also zentrale Sphären des Lebens, auf gefährliche Weise zu missachten. Die Fragen stellt Ralf Breyer

Fortsetzung von Seite 6 · Queer Studies ...

schungszentrum und einem Studiengang für Queer Studies in der akademischen Landschaft Deutschlands und Europas Profil zeigen würde – auf Augenhöhe mit den genannten amerikanischen Universitäten. Andreas Kraß

Prof. Andreas Kraß ist seit zwei Jahren Professor für Ältere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Frankfurt und Herausgeber des 2003 bei Suhrkamp erschienenen Bandes »Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)«. Er bietet regelmäßig Lehrveranstaltungen im Bereich der Queer Studies an, zur Zeit eine literaturgeschichtliche Vorlesung zum Thema »Queer Reading«, die von Gottfried von Straßburg bis Marlene Streeruwitz reicht. Für das kommende Wintersemester plant er eine interdisziplinäre Ringvorlesung »Queer Studies«.